



Frida

«Tupfen. Absaugen. Was ist los? Himmelherrgott!» Mauro möchte seine Gedanken ausschreien. Verkrampft steht er hinter seinen Kollegen, hinter der Scheibe. In grüne Schürzen gekleidet, beugen sie sich über seine Frida. Am liebsten möchte er um sich schlagen, alles zusammenschlagen. Schliesslich lehnt er stumm seine Stirn an das Glas. «So macht schon!», schreit es in seinem Innersten. Mauro schaut auf. In Fridas Bauch fliesst Blut. Er fixiert den Monitor. Ihr Herz schlägt, seine Gedanken rasen. «Bitte, bitte, tut alles! Porca Miseria.» Er stellt sich vor, wie er seine Hände in ihre offenen Eingeweide drückt. Seine Latex-Handschuhe sich rot färben.

Frida schliesst die Augen und zieht den Duft des Meeres tief und lange ein. «Wie salzig, würzig und verführerisch zugleich», murmelt sie und umschlingt ihre angewinkelten Beine. Kein Gedanke an Mutter und Vater, an deren Wut, dass sie die Tage fernab von ihnen verbringt. Kein Gedanke an die Schule, an Zeugnisse und Aufgaben. Nur sie und das Meer – und Mauro. Frida sitzt im weichen Sand und geniesst das kräuselnde Wasser, das im Rhythmus der Wellen ihre Zehenspitzen kitzelt. Endlich. Endlich hört sie, wie Mauro sich über die grossen Steine anschleicht. Rasch lehnt sie das Kinn auf das Knie und gibt vor, nichts zu merken. Jetzt hält er neben ihr inne, sie spürt ihn, ist elektrisiert. Seine Hände berühren ihre Schultern, zärtlich fährt er mit den Fingerspitzen über ihre Haut. Wenn doch nur die Zeit stillstehen würde.

Sie verbringt mit ihren Eltern an der ligurischen Küste in Italien zwei Ferienwochen. In Imperiosso, in der riesigen Wohnung von ihren Nachbarn in Bern. Mit der älteren Tochter Carolina geht Frida jeden Tag an den Strand im Porto Patrizia, schlendert morgens auf dem Weg hinunter ans Meer durch die pittoresken Gässchen zwischen den hohen Sandsteingebäuden aus einer ihr unbekanntem Zeit. Jeden Winkel dieser Hügelsstadt am Meer will sie entdecken. Für Frida ist es die schönste Stadt, die es auf der Welt gibt, seit ihr Mauro begegnet. Imperiosso ist seine Heimat – und Frida will jede noch so kleinste Ecke, jeden Ausblick in ihrem inneren Auge festhalten. Sie will jedes Bild jederzeit abrufen können. Für immer.

Unentwegt starrt Mauro durch die Scheibe auf den Monitor über Frida, blickt auf die flackernden Linien, die über den Bildschirm gleiten, wie Schlangen, die über den

Sand huschen. In unregelmässigen Abständen schlagen die Linien aus; wellenartig, im Zickzack, nach oben, nach unten, zuckend, surrend, pipsend. «Puls? Blutdruck? Macht doch was!», drängt es ihn zu rufen. Seine Frida. Kaum hat er sie gefunden, scheint sie ihm wieder zu entgleiten. «Herrgott noch mal...! Puta...» Mauro muss sich zurückhalten und merkt nicht, wie er einige Schritte zurückweicht. Schweigen. Stille. Er schliesst seine Augen und sieht seine Hände, wie er sie hochhält und das Blut auf Fridas Haut tropft.

Gestern war er von Imperiosso nach Bern gefahren. Mauro wollte Frida wiedersehen. «Ich wohne im Mattequartier an der Aare, neben dem Schwellenmätteli», schrieb sie ihm auf Facebook, nachdem er sie dort gefunden und kontaktiert hatte. Aufgeregt stand er schliesslich vor ihrem Haus, als sie auf dem gegenüberliegenden Gehsteig um die Ecke bog und aufkreuzte. «Frida. Fridaaaa», schrie er sofort. Als sie Mauro erkannte, trafen sich nach fast 30 Jahren erstmals ihre Blicke wieder – und sie rannte ohne sich umzusehen auf die Strasse hinaus. Der Cabrioletfahrer hatte keine Chance zu bremsen. «Hoffentlich kann die Blutung gestoppt werden. Sie muss überleben!» Mauros Gedanken rasen. Zwischen den grünen Kitteln hindurch sieht er Fridas Organe pulsieren, mit jeder Bewegung weicht Blut zurück. Wie die Wellen am Ufer. Wie damals.

Es war 1977. Schulferien. Mauro schlenderte mit Stefano am Strand entlang, nach hübschen Mädchen und Touristinnen Ausschau haltend. Wie sie es immer taten in den Sommermonaten. Von weitem sahen sie Luigi, Giacomo, Riccardo, Sara und Martina aus ihrer Klasse, unter ihnen war auch Carolina und ein fremdes Mädchen. Mauro kannte Carolina von klein auf. Ihr Vater war ausgewandert und wohnte mit seiner Familie in der Berner Altstadt; gleich neben seinem Onkel, der ebenfalls dort lebte. Frida fiel Mauro sofort auf. Ihre langen blonden Haare glänzten und tanzten im Rhythmus ihrer Bewegungen. In sich versunken hüpfte dieses Mädchen auf dem Rücken des Ruderbootes des Fischers, der es frühmorgens wie immer an dieser Stelle verkehrt herum hingelegt hat, und wo es bis zum nächsten Tag liegen wird. Sie hatte lange Beine und ein Lachen, das auch im dunkelsten Raum die Sonne aufgehen lassen würde.

Mauro erinnert sich nur noch vage, wie er es schaffte und den Mut fand, Fridas Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er war scheu und sprach nur wenig Englisch, und Deutsch lernte er ohnehin erst nach dem Studium der Medizin. Jedoch nie vergessen hat er die Wochen in den Schulferien mit Frida. Es verging kein Tag ohne sie; keiner, an dem sie nicht von morgens bis spät abends beisammen waren. Seine Frida. Er war vernarrt in sie. Sie war seine erste grosse Liebe, voller Unschuld. Sie 14, er 15 Jahre alt.

Frida liegt vor ihm und ringt mit der Zukunft. Sie muss es schaffen! Er fühlt sich gelähmt, steif, ohnmächtig. Mauro ist zum Beobachter erstarrt, erahnt die Gespräche seiner Kollegen. «Schneller!» «Tupfer. Schlinge.» «Wie hoch ist der Blutdruck?» «Mehr Sauerstoff. Puls?» Auf Mauro wirken die Stimmen wie stumme Schreie in der Ferne, weit, weit weg. Er blickt auf den Monitor. Die farbigen Linien flimmern, flackern und zucken über den Bildschirm. Unregelmässig, pulsierend, piepsend. Frida kämpft.

Zaghaft lehnt Frida ihre Wange an Mauros sonnengebräunte warme Schulter. Er sitzt neben ihr, zu ihren Füessen rauscht das Meer. Sie streichelt jeden seiner Finger einzeln. Noch nie hat Frida solch schöne Hände gesehen. Langsam dreht sie ihren Kopf und schaut Mauro an. Sie liebt jede Faser an ihm; jede einzelne seiner Locken, seine Stimme, seine samtene Haut, die von der Meeresluft immer ein wenig salzig schmeckt. «Ciao, ciaooooo, Mauro», flüstert sie ihm verschmitzt ins Ohr, als Antwort küsst er ihre Wange, ihren Arm, ihren Hals. Sie stehen auf und spazieren Hand in Hand am Ufer entlang, blinzeln einander aus den Augenwinkeln zu und rennen ins Meer. Sie versucht erfolglos, ihn ins Wasser einzutauchen. Mauro hält sie fest, lässt sie nicht los. Sie lachen. Frida schlingt die Arme um ihn. Leicht beschämt und voller Neugier zugleich schmunzelt sie ihm zu und sieht, auch er ist verlegen.

Frida geht mit Mauro im Gleichschritt, Frida versucht, die Welt mit Mauros Augen zu sehen. Sie will ihre Eltern gleich nach der Schule verlassen und bei ihm leben. Endlich hat sie ein Zuhause gefunden, fühlt sie sich geliebt, wichtig und willkommen. Sich an ihn lehrend summt Frida die Melodie von Umberto Tozzis «Ti amo». Es ist ihr Lied in diesem Sommer. Mauro singt laut «ti amo» und immer wieder den Refrain «Ti amo. Tiii amooooo!»

Stundenlang spazierte Mauro mit Frida am Ufer entlang und durch die Gassen von Imperiosso, zeigte ihr die Basilica, den Palazzo, den schönsten aller Pärke, die grössten Blumen, die höchsten Palmen, den imposantesten Ausblick vom Hügel aus über der Stadt aufs Meer hinaus. Sie setzten sich am Ufer auf die Mauer bei den riesigen Steinen, die zu langarmigen Wellenbrechern aufgetürmt waren; schwammen, assen Eis, spielten Tischtennis beim Strandrestaurant, tanzten im Badekleid, sprachen über alles, was sie beschäftigt. Beide schimpften sie über die Eltern, die ungeliebte Schule, besprachen ihre Träume, ihre Pläne und sangen mit, wenn aus den Lautsprechern am Strand Umberto Tozzis «Ti amo» ertönte. Sie waren ineinander vernarrt, verliebt, im wechselhaften Übergang zwischen Kind und Erwachsensein. Er war fasziniert von ihr, süchtig; liebte ihre blauen Augen, ihr Lachen, ihre Sommersprossen. Ihm ist, als ob er den Geruch ihrer Haare, die stets nach ihrem Lieblingsshampoo mit Melonengeschmack dufteten, noch in der Nase hätte. Als Frida wieder in Bern lebte, schrieben sie sich Briefe, schickten sich Fotos. Frida kam in den nächsten Sommerferien noch einmal nach Imperiosso. Jeden Tag waren sie von morgens bis abends spät unzertrennlich. Ihr Lied war dieses Mal Umberto Tozzis «Tu». Der Hit im Jahr 1978.

Mauro hatte Optiker gelernt. Er verlängerte das Studium und wurde Mediziner, spezialisierte sich und arbeitete in den letzten Jahren vor allem im Centro Cardiologico Mandarino. Frida hat er nie vergessen. Ihre Briefe und Fotos sind in einer Schachtel im Keller aufbewahrt – vor einem Monat hat er sie zufälligerweise wiederentdeckt.

Mauro kann die Tränen nicht zurückhalten. Ist das nun das Ende? Er wollte doch mit Frida ein neues Leben anfangen, sie zu sich nehmen, für sie sorgen, für sie da

sein. Sie zumindest fragen, ob sie dies möchte, ihn möchte. Die Hektik im Operationsaal beachtet er nicht. «Mauro. Mauro! Wach auf.» Versteinert steht er da, gefesselt. «Hörst du uns? Ein Milzriss. Hoffentlich sind die Organe nicht zu sehr beschädigt.» Er kann sich nicht bewegen. Mauro hat nie geheiratet, nie Kinder gehabt. Ob das wegen Frida ist, weiss er nicht. Es spielt keine Rolle. Einmal noch, es war 1985, hat er Frida in Bern aufgesucht und gehofft, sie würde zu ihm ziehen. Das Beisammensein fühlte sich an wie damals. Kurz darauf ist sie mit dem Zug nach Imperiosso gekommen und hat ein paar Tage mit ihm verbracht. Nach ihrer Abreise hat Mauro von Frida nie mehr etwas gehört. Bis heute, bis er sie sah, ihren Namen rief und die quietschenden Bremsen und ihr Schreien der Vorfreude ein jähes Ende setzten.

Hastig schneidet Frida die letzten Pizzaresten in Stücke und würgt sie hinunter. Im Restaurant ist es laut und stickig. Ihr Vater starrt wortlos aus dem Fenster. Sein Blick ist fixiert, auf was, weiss sie nicht. Ihre Mutter stochert im Teller. Welten trennen sie. Frida ist aufgewühlt. Sie will zur Wohnung zurück. Mauro wartet seit einer Viertelstunde vor der Haustüre auf sie. Es ist ihr letzter Abend mit ihm. Am Montag beginnt ihre Schule wieder. Sie leert die Cola in einem Schluck, knallt das Glas auf den Tisch und rennt hinaus, die steile Treppe hinunter. Weder Vater noch Mutter rufen ihr nach. Frida ist traurig, weint und will nicht in die Schweiz zurück. Mauro lehnt an der Hausmauer, lächelt, als er sie keuchend um die Ecke rennen sieht. Frida schlendert wortlos an seiner Seite zum Spielplatz nebenan. Dort treffen sich die Jugendlichen aus dem Quartier jeden Abend. Frida sagt nicht viel, hält so oft es geht Mauros Hand. Eine Welt bricht morgen zusammen.

Gedankenversunken sitzt Frida am Tisch in ihrem Zimmer und schaut aus dem Fenster auf die Aare, auf das Wasser. Ein langer Monat ist seit dem Abschied vergangen. Soeben hat sie Mauros letzten Brief gelesen und studiert noch einmal jede Zeile, jedes Wort, riecht am Papier. Nach einer Weile legt sie ihn zur Seite und nimmt ein weisses Blatt. «Mi Amore, ich werde dich ein Leben lang nie vergessen, dich immer lieben und in meinem Herzen mit mir tragen und will nichts sehnlicher, als jetzt und in jedem Augenblick in deiner Nähe und mit dir sein», schreibt sie, malt Blumen auf das Papier, fährt mit dem roten Lippenstift über ihre Lippen und küsst das Kuvert.

«Fertig. Jetzt liegt es auch an ihr, an ihrem Willen.» Mauro schrickt auf. Ihm ist kalt. «Hörst du? Mauro! Mehr können wir nicht für sie tun.» Er schaut zu Frida hinüber. Auf dem Rücken liegt sie da, der Oberkörper ist mit einem grünen Tuch zugedeckt. Die Blutspritzer sind dunkelrot, eingetrocknet. Mauro nähert sich Frida. Er schaut auf den Monitor. Mauro senkt seinen Kopf auf Frida, sein Ohr an ihrem Herzen.